

Badische Landesbibliothek Karlsruhe

Digitale Sammlung der Badischen Landesbibliothek Karlsruhe

Karlsruher Tagblatt. 1843-1937 1929

31.3.1929 (No. 13)

Die
Pyramide
Wochenschrift
zum Karlsruher Tagblatt

18. Jahrg. No 13  31. März 1929



Albrecht Dürer

Der Auferstandene erscheint seiner Mutter

Irmgard Tanneberger / Geist und Stoff

Gedanken zur ältesten deutschen Fassung des „Kaufmanns von Venedig“

In der Handschriftenammlung der Landesbibliothek in Karlsruhe findet sich ein schmales Heft von 35 Blättern, in hellbraunes Leder gebunden, mit dem Wappen der einst zu Rastatt residierenden Markgrafen von Baden-Baden geziert, das vor mehr als hundert Jahren mit anderen bibliophilen Kostbarkeiten aus der Rastatter Schloßbibliothek nach Karlsruhe hinübergewandert ist. Dieser unauffällige Quartband aber ist mehr als eine bibliophile Kostbarkeit! Zwar eignet auch ihr der Wert der Seltenheit, denn ein ähnliches Stück gibt es nur noch in der Wiener Sammlung, doch der besondere Reiz liegt darin, daß diese eng bekratzelten, vergilbten Seiten ein Kulturdokument ganz eigener Art darstellen. Mit der sorgsam gezirkelten Schrift längt vergangener Jahrhunderte ist darin aufgeschrieben eine „Comedia/ Genandt der Jude von Venetien. Componiert von Christoph Blümel studioso Slesienst.“ In kunstvoller Rundung schwingen die Schnörkel über halbe Zeilen und erschweren die Lektüre, sauber und adrett wie ein ordentliches Schulheft schaut alles aus. Das ist die erste deutsche Fassung des „Kaufmanns von Venedig“!

Shakespeares Name wird freilich nicht erwähnt auf dem Titelblatt, schon das ist charakteristisch. Christoph Blümel nennt sich nicht als Uebersetzer, sondern gibt seine Tätigkeit als Komposition an, der Hinweis auf eine Quelle fehlt gänzlich. Worum handelt es sich hier eigentlich? Um ein Plagiat, eine Bearbeitung, eine Nachdichtung oder gar ein selbständiges deutsches Parallelwerk? Einzig und allein der Titel „Der Jude von Venetien“ weist auf Shakespeare. Trotzdem erhebt gerade diese erste, scheinbar nicht sonderlich wichtige Seite blizartig die eigenartige Situation einer der interessantesten Epochen im deutschen Theaterleben.

„Dem Comedianten Christophorus Blümel vñ Schlessien ist uf sein übergebenes Memoriale anzuzeigen, es seie jetzt alhie nit Zeit und Gelegenheit, dergleichen sachen zu agiren, dahero werde ihm sein begeren im besten abgeschlagen,“ steht im Protokoll der Ratsitzung vom 7. April 1654 in Ulm zu lesen, und der geplagte Direktor seiner Schauspielbande mußte daraufhin versuchen, anderswo ein Publikum für die Darbietungen seiner Truppe zu finden. Die wandernden Komödianten waren zwar für die großen Messen und Jahrmärkte eine stets willkommenene Sensation, aber nicht selten war ein hochweiser Rat mit der Konzessionserteilung nicht allzu freigebig, da trotz aller ernüchterten Kunstübung die Männer auf dem Theatrischen oft in nicht allzu gutem Rufe standen. (Meist zu Unrecht! Vorurteile aber hatten schon damals die Macht für sich.) Das Schauspiel als Beruf war keine deutsche Erfindung. Die umfangreichen Mysterienspiele des Mittelalters waren von Laien dargestellt worden, und auch in späteren Jahrhunderten betrachteten die Bürger das Theater als die ihnen in erster Linie vorbehaltene Domäne für muntere Kurzweil und Ergötzlichkeit. Da kam aus England die unwälzende Neuerung. Dort kannte man schon lange einen Schauspielers Land, der in eigens erbauten, ständig spielenden Theatern die Werke zeitgenössischer Dramatiker aufführte. Ueberschüssige Kräfte wanderten nach dem Kontinent ab, und nicht wenige dieser Truppen „Englischer Komödianten“ fanden den Weg nach Deutschland und bewirkten die grundlegende Veränderung aller Theaterkunst.

Die Engländer spielten selbstverständlich die Dichter ihrer Heimat, anfangs sogar in ihrer Muttersprache. Die zugkräftigsten Dramen aber lieferte dem Londoner Theater ein gewisser William Shakespeare, der selbst Schauspieler und Regisseur war, und schreiben mußte, was das Zeug hielt, um den Spielplanforderungen seiner Direktion zu genügen. Gedruckt wurde zunächst wohlweislich nichts, damit nicht Konkurrenzunternehmen mit den wirkungsvollen Stücken das Publikum wegknappen konnten. So waren alle, die dennoch das Nachspielen versuchten, auf Rollenansätze und während der Vorstellung Mitgeschriebenes angewiesen. In dergestalt „authentischer“ Form kamen zahlreiche Dramen Shakespeares über den Kanal.

Daß trotz allem viel Herrliches unverfehrt blieb, beweist nur die Stärke der genialen Schöpfung, nicht die taktvolle Rücksichtnahme der Darsteller. Denn bald begannen diese selbst das Verstärkungswerk. Die Fremdheit der Sprache zwang zur Vergrößerung aller Mittel. Jede dichterische Schönheit mußte unverständlich bleiben, warum sollte man da unnützen Ballast mitschleppen? Die im Vers gebundene Rede löste sich in vulgäre Prosa auf, und der größte Part fiel der lustigen Person, dem Pöbelhäring zu, dem es nicht nur oblag, die Zuhörer durch mehr oder weniger berbe Späße zu unterhalten, sondern auch alle Unklarheiten der Handlung möglichst drastisch zu erklären. Damit war die Verschiebung alles Gedanklich-Uebersetzten ins Stofflich-Wirkfame gegeben.

Die deutschen Truppen, die das Erbe der Engländer antraten, bemühten sich nicht, das geistige Niveau zu heben. Um des Ge-

schäftes willen war für ihre Art zu spielen allein maßgebend, was den größten Erfolg beim Publikum hatte. Man rechnete mit dem Geschmack der Massen und suchte auf bequemste Art Nutzen daraus zu ziehen. Und was wirkte am sichersten? Nervenkitzel, Situationskomik, Grobheit des Witzes bis zur Jote, Gaukelei und Verstellung. Voten nicht zu alledem die Werke Shakespeares treffliche Handhaben! Es fließt viel Blut in seinen Tragödien, recht lustig sind oft die Reden der komischen Kontrastfiguren, und lustige Verwechslungen entstehen durch Nummernschanz und Verkleidung. Doch was hat das alles im genialen Ablauf des Ganzen zu bedeuten! Es ist nicht weniger und nicht mehr als die Urmasse, aus der sich die Schöpfung formt.

Mit hartem Griff aber packten die Komödianten das Wunderwerk eines Menschengestes an. Was galt ihnen die Kühnheit der Idee, die Schönheit des sprachlichen Ausdrucks und der weite Flug der Gedanken? Sie suchten nichts als den Stoff und zerbrachen gewaltsam die Form, um das Stoffliche in unverhüllter Kraftigkeit ersehen zu lassen. Von diesem Prozeß unachtsamer Zerlegung gibt die Karlsruher Handschrift beredete Kunde, denn aus den ihm überkommenen Fesseln eines Meisterdramas hat Christoph Blümel seinen „Juden von Venetien“ komponiert.

Die Namen des Originals sind sämtlich verschwunden. Aus Porzia ist eine Ancilletta geworden, der Jude heißt Barrabas, dann Josephus, Bassanio und Antonio sind zu einem Prinzen aus Cypern verschmolzen, Gratiano und Lancelot Gobbo hat man zum herben „Pöbelhäring“ vereinigt, dem Clown. Aus der Handlung sind dem Zeitgeschmack entsprechende Einzelheiten herausgegriffen und verhältnismäßig frei zu Neuem umgeschaffen worden. Es interessierte naturgemäß die Forderung, ein Pfund Fleisch an dem lebenden Körper schneiden zu dürfen, denn mit Hilfe der gebräuchlichen Requisiten, wie mit roter Flüssigkeit gefüllten Schweinsblasen usw., hätte man dieses äußerlich eindrucksvoll blutrünstig darstellen können. Beifall fand auch die Verkleidung der Porzia und das tolle Geschwätz Lancelot Gobbos, überflüssig hingegen schien die psychologisch so feine Wahl der Räucher. Nach diesen Grundzügen wurde die Handlung aufgebaut, nachdem die Charaktere von der lebendigen Nuancierung Shakespeares auf die einfache Linie „handelnder Personen“ rückgeführt war. Der Prinz von Cypern will eine Judenverfolgung veranlassen, da seine Untertanen von ihnen ausgefangt werden. Der Jude Barrabas schwört Rache, und mit leidenschaftlichem Haß arbeitet er an der Vernichtung des Prinzen. Als Soldat verkleidet, begleitet er ihn auf seiner Reise nach Venedig, verübt, ihn mit vergifteten Nadeln zu töten, hofft dann, da dieser Anschlag mißlingt, auf die Erlösung des Wechsels durch das Pfund Fleisch. — Der Prinz muß Ancilletta heimlich nahen und wählt die Maske eines französischen Arztes, der das edle Fräulein von schwerer (singierter) Krankheit heilen will. Zur ursprünglichen und erhalten gebliebenen Nebenrolle Porzias kommen also zwei weitere, die das Werk in die Nähe der Faschingsstücke rücken. Porzias herrliche Rede von der Gerechtigkeit in der großen Gerichtshalle war natürlich ganz ohne Reiz, darum blieb von ihr nicht ein Wort, sondern die Entscheidung gründet sich nur auf den tauchspielersischen Trick, daß kein Tropfen Blut vergossen werden dürfe. Shakespeares hohe Ethik ist nachter Neuherlichkeit gewichen. — Am charakteristischsten ist, daß die umfangreichste Rolle im ganzen dem Pöbelhäring zufällt, wobei freilich Lancelot Gobbos geistreicher Witz verschwunden und jede Rede in ziemliche Unfähigkeiten oder alberne Wortverdrehungen umgewandelt ist.

Bezeichnend und beschämend zugleich sind alle diese Veränderungen, die durchaus nicht dem Gutdünken des Autors entstammen, sondern nach allgemein aufgeführten Stücken aufgezeichnet sind, sogar mit gelegentlicher Reinigung. So verlangte man Shakespeare und so spielte man Shakespeare bis ins 18. Jahrhundert, ohne allerdings seinen Namen überhaupt zu kennen. Das Publikum Englands war durch die Blüte der Kultur im Zeitalter der großen Elisabeth viel zu vermöhnt und anspruchsvoll, als daß es sich hätte mit aufgeführten Moritäten zufriedensstellen lassen. In Deutschland aber hatten die Greuel des Dreißigjährigen Krieges die bescheidenen Anfänge einer Kultur so gründlich vernichtet, daß mehr als ein Jahrhundert zum Aufbau nötig war. Krasser Materialismus lebte sich aus in der kompakten Freude am rein Stofflichen, die feine Geistigkeit eines Genies fand keinen Widerhall in allzu irdisch eingestellten Gemütern. Shakespeare aber entwuchs bereits einer Kultur und trug ihren Stempel, trotzdem er ein Genie war. Zwei Länder — zwei Welten, als Ausdrucksformen des Geistes in jener Zeit weiter voneinander getrennt als durch die Wasser eines Kanals.

Es liegt viel Sinn und Mahnung in jener unscheinbaren, gelb gebundenen Handschrift...

Toni Rothmund / Volkslied

Eine Geschichte

Der Meister spricht zum Gesellen: „Deine Arbeit, die gefällt mir wohl, und auch sonst hab' ich nichts wider dich. Aber du willst dein Nest zu hoch bauen, und darum ist es besser, du gehst und suchst dir einen andern Dienst.“

Die Meisterin sagt: „Meine Tochter ist schön wie ein Herrenkind, sie soll keinen Handwerksmann heiraten. Der Herr Stadtschreiber hat um sie gefragt. Heut noch reist sie in die Stadt und wird zu einer feinen Mamsell ausgebildet.“

Da muß der Gesell sein Ranzel packen und Abschied nehmen. Allen gibt er die Hand. Dem Meister, der Meisterin, dem Obergesell, der Magd, dem Knecht und dem Speisbub. Zu allerletzt der Meisterstochter. Die sieht ihm so seltsam in die Augen, als wollt' sie etwas sagen, verischweigt's aber und wendet sich den Kopf zur Seite.

Da geht der Gesell schweren Herzens aus dem Hause und aus dem Städtchen und schreitet traurig seine Straßen. An der Wegwende bleibt er stehen, schaut zurück und sagt: „Leb' wohl, Anna, dein vergess' ich nimmermehr.“

Er wandert den ganzen Tag, an Dörfern, an Weibern, an Städten vorbei, ist nichts, trinkt nichts und denkt nur an die Meisterstochter. Als es dämmerig wird, macht er bei einer kleinen Kapelle halt, die da auf einem Hügel steht, wo drei Straßen zusammenlaufen und aus drei Dörfern die Leute warten müssen, die mit der Post fahren wollen. Heut wartet keiner, und die Kapelle steht da in Wind und Regen und hütet ihre Toten, die auf ihrem kleinen Friedhof ruhen. „Die haben es gut, die Toten“, denkt der Wandersmann.

Da kommt's mit Tuten und Blasen die Straße herauf. Im gemächlichen Bottelschritt ziehen vier dicke Postpferde die gelbe Kutsche den Hügel hinan. Zwei Lichtlein glimmen durch die Dämmerung, und der Postillon bläst:

„Schah, mein Schah, reise nicht so weit von hier!
Im Rosengarten will ich deiner warten,
Im grünen Alee,
Im weißen Schnee!“

Der Bursch springt auf und denkt: „Wenn die Anna da drinnen säße! Sie sollt' ja noch heut in die Stadt, und dieses Weges müßt' sie kommen!“

Der Postillon hat ihn auch schon lang gesehen, meint wohl, er sei ein Reisender, der auf ihn warte, hält die Gänse an und winkt mit dem Kopf, daß er einsteigen soll. Da tut sich die Wagentür auf, und heraus springt ein Jüngferlein, das tritt zum Kutschentisch hin und spricht: „Jetzt, Schwager, blas das längste Lied, das du weisst, und für jeden Vers sollst du einen Bagen haben!“

Dann sieht der Postillon, wie das Jüngferlein auf den Gesellen zugeht, und da merkt er: „Aha!“ Setzt an und bläst das Lied:

„Meine Mutter will's nicht haben,
Daß ich einen Jäger lieb!
Denn sie weiß schon einen andern,
Einen stolzen Grenadier —“

Das Lied hat fünf Verse und einen langen Jodler am Schluss von jedem. Die Anna aber sagt zu dem Gesellen: „Was meine Mutter gesagt hat, das gilt nicht. Der Herr Stadtschreiber hat wohl um mich gefragt, aber ich mag ihn nicht. In die Stadt muß ich ja gehen, aber eine feine Mamsell werd' ich nicht, ich bleib', die ich bin.“

„Schöner kannst du auch nicht werden, Anna!“ sagt der Gesell. Spricht das Mädchen: „Wann kommst du wieder, Konrad?“

„Drei Jahr' muß ich wandern. Dann bin ich fertig, dann komm' ich zurück.“

„Drei Jahr' sind eine lange Zeit. Wirst mich auch nicht vergessen da drauß?“

„Eher vergäh' ich Essen und Trinken als dich.“
Sie gibt ihm ein Röslein, das letzte, das im Garten geblüht hat, denn es ist schon tief im Herbst.

Der Postknecht sieht es wohl, wie der Bursch das Mädlein in den Arm nimmt und küßt — aber was geht's ihn an? Er hat ein Trinkgeld bekommen fürs Blasen und nicht fürs Spionieren. Und er bläst das Lied von den zwei Liebsten, die sich trennen sind bis zum Tod. Das hat sieben Vers. „Macht zwölf Bagen!“ denkt er dabei. Aber nun werden die Reisenden im Wagen ungeduldig ob des langen Aufenthalts, klopfen, rufen und trampeln. Da schlüpft das Jüngferlein wieder in den Wagen, die Gänse ziehen an, und der Postkutscher weiß schon wieder ein ander Lied, das halt noch lang die Straße herauf:

„Eine Blume rot,
Eine Blume rot
Sollst du von mir tragen,
Das ist mein Gebot!
Wird die Blume weß,
Wird die Blume weß,
Sollst du um mich klagen,
Denn dann bin ich tot —“

Als der letzte Ton fern verklungen ist, steckt der Gesell das Röslein an den Hut und denkt dabei: „Ja, so was sollt' es geben. Eine Blume, die weß wird, wenn eines die Treue bricht. Oder ein weißer Stein, der rot wird, wenn das andre krank ist. Oder ein Messer, das rostet, wenn einer in Not ist, und das blutet, wenn das liebste Herz bricht. Aber das gibt's nur in alten Mären, und in Wirklichkeit ist alles anders und trägt sich gar so schwer.“

Es rollen die Jahre hin in Arbeit und Wandern. Wenn der Hammer auf den Meißel schlägt, den Stein zu formen, wenn Stein auf Stein gefügt zum schmucken Bau sich hebt, dann denkt der Gesell: „Ich baue an unserm Haus, Anna!“

Wenn er abends von der Arbeit kommt, sich den Staub vom Körper spült mit eisklarem Wasser und sich zur Ruhe legt, zum tiefen, traumlosen Schlaf, so ist sein letzter Gedanke: „Wieder ein Tag vorbei. Wieder ein Schritt näher zu dir, Anna!“

Wenn er auf der Walz ist, zu neuer Arbeit, anderem Lehrherrn, dann singt er beim Schreiten auf der Landstraße:

„In meines Vaters Garten,
Da stehn zwei Bäumelein,
Das eine trägt die Neben,
Das andre trägt den Wein.
Schließ du dein Herz wohl in das mein',
Schließ eins ins andere hinein,
Daraus soll wachsen ein Bäumelein,
Das heißt: ‚Bergischmeim!‘“

Nur schreiben tut er ihr nie. So schwere Arbeit macht schwere Hand, die nicht mehr taugt, den Klei zu führen. Und die Anna hat ihm ja versprochen, daß sie auf ihn wartet!

Das dritte Jahr geht schon seinem Ende zu, da trifft er auf einer Baustelle den Obergesellen, der mit ihm bei Annas Vater gearbeitet hat. Der bringt ihm böse Kunde: „Die Anna ist n' v doch des Schreibers Braut geworden. Sie hat sich lang gesperrt, hat wohl auf einen Prinzen gewartet. Aber die sind rar auf der ganzen Welt. Sie haben ihr hart zugefegt, besonders die Mutter, hat aber nichts genützt. Aber dann hat's ihr den Vater erschlagen, bei einem Neubau. Schah' um ihn, er ist ein braver Mann gewesen. Aber rechnen hat er nicht können. Und die zwei Welb'leut' wären wohl an den Bettelstab gekommen, wenn der Stadtschreiber nicht gewesen wär'. Da hat die Anna ja gesagt. Jetzt geht sie im Reifrock und Stöckelschuh wie die Mamsellen in der Stadt. Der Schreiber hat sein Haus frisch anstreichen lassen, gemütsgrün mit weißen Fensterläden. Im Herbst soll die Hochzeit sein. Warum schaust du mich so wild an, Gesell?“

„Ich freu' mich nur der guten Zeitung! Und heut abend trinken wir eins zum Willkommen und eins aufs Wohl der Jungfer Braut. Ich zahl's. Ich hab' all mein Geld gespart, drei Jahr' lang. Jetzt steht mir der Sinn danach, es alles auf einmal zu vertun!“

Es wird ein lauter, wilder Abend und eine wüste Nacht. Andern Tags sagt der jung' Gesell seinen Dienst auf. Er mag nicht mit dem anderen zusammenarbeiten. Er mag nichts vor Augen haben, was ihn an früher erinnert.

Du stehst es einem Baum nicht gleich an, wenn er wurzelkrank geworden ist. Nur so langsam krümmen sich seine Blätter, fallen früher ab als die der anderen Bäume. Und wenn das Frühjahr kommt und alles aus schlägt, dann siehst du es: der da ist tot und grünt nicht mehr!

Der Bursch wandert seiner Straßen, aber die Welt ist ihm ohne Licht. Wozu arbeiten? Solang er noch Geld imbeutel hat, so lang hat's keine Not. Würfelspiel und Wein sind ihm lieber als Kelle und Spatel. Und die Weiber sind gut zu ihm!

Als er all sein Geld verlumpt hat, da hat er auch die Lust zur Arbeit verloren. Es hat alles keinen Sinn mehr.

Es ist manch eine Hand, die ihn zurückhalten möcht' von seinem abwärtsleitenden Pfad. Die schöne, junge Ochsenwirtin in einem freundlichen Städtchen sieht ihn gern! Sie schiebt ihm seinen Krug kühlten Bieres hin und sagt: „Trink und ruh' dich aus. Und warum bist du so traurig? Bist doch noch ein junges Blut.“

„Wenn ich schon jung bin, so bin ich doch nimmer froh. Mein Schah hat einen andern lieb und hat ihr Wort gebrochen!“

Spricht das schöne Weib: „It's die nicht, it's ine andere. Was grämst du dich um eine, die dich lang vergessen hat?“

Da nimmt er sie in die Arme, und sie läßt sich von ihm küssen. Aber Ruh' hat er nicht, und bleiben kann er nicht.

„Wohl heute noch und morgen,
Da bleibe ich bei dir!
Wenn aber kommt der dritte Tag,
So muß ich fort von hier —“

Und trüb und ohne Hoffnung stolpert er von dannen. Arbeit sucht er nicht mehr. Fechten lernt er. Vor Haustüren und bei Vorüberkoma den. Kann man noch tiefer sinken?

O ja, es geht wohl noch tiefer!

Es gibt ein Wort, das heißt verlorene Ehr', und es gibt eines, das heißt Landstreicher, das paßt auf dich! Und es gibt einen Ort, da scheint mit Sonn noch Mond hinein, und wer herankommt, ist veracht'!

Du gehst ja erst am Rand vom Abgrund, Gesell! Aber du gehst sorglos wie ein A*nd, das im Schlaf wandelt!

Eine scharfe, alte Stimme ist es, die ihn aus seinem Zaumel weckt. Ein Reiter ist in Gedanken versunken, hat ihm fast schon eine Münze in den Hut geworfen — zuckt aber auf einmal zurück, mißt den Rechtsbruder mit raschem Aug' und sagt: „Warum tust du sechten, wo es doch Arbeit gibt? So ein gesunder Kerl wie du! Was hast du für ein Handwerk gelernt?“

„Maurer bin ich —“

„So komm morgen auf meine Baustelle. Du bist zwar böß heruntergekommen. Aber wenn du arbeiten willst, so komm.“ Und reißt davon.

Vielleicht ist etwas in seiner Stimme, das mahnt an den Vater! Vielleicht ist etwas in den Augen, das erinnert an Anna. Vielleicht ist's auch nur die Stunde, da Gottes Finger behutsam aus Herz des Menschen rührt, daß es sich aufstut.

Denn beides muß zusammenkommen, das rechte Wort und die rechte Stund', sonst ist's gesehlt.

Als der Gesell allein geblieben ist, wirft er sich ins Gras am Straßenrand und schluchzt.

Am andern Morgen stellt er sich zur Arbeit.

Der Hammer schlägt auf den Meißel, glatt und rechtwinklig formt sich der Block aus rotem, weichem Sandstein zu einer schönen Fassade.

Der fremde Gesell arbeitet für zwei. Der Meister steht's, nickt ihm am Abend kurz zu und sagt: „Kannst wiederkommen, wenn du willst. Gelernte Arbeiter kann ich brauchen.“

„Ich Schwelge deines Angesichts sollst du dein Brot essen!“ Oh, wie f' der göttliche Fuch in göttlichen Segen wandeln kann! Ein Paradies auf Erden — der Mensch erträgt es nicht! Schlegel und Eisen, Hammer und Amboss, Pflug und Egge, das macht ihn froh!

Der von der Straße Aufgesehene hat sich selbst wiedergefunden. Die Unrast ist ihm aus der Seele gewichen, stetig blinkt sein Auge, sein Schritt ist fest und nicht mehr schlendernd, bedacht sein Wort und klug sein Ratsschlag, wenn er einmal darum gebeten wird. Der Herr hat ein wachsendes Vertrauen zu ihm, und etwas wie eine heimliche Liebe zu dem immer ernstern, schweigsamen Menschen scheint in ihm auf. Es kommt der Tag, wo der Gesell die Meisterprüfung bestet, und es kommt die feierliche Stunde, wo er mit Ehren in den Kreis der Meister aufgenommen wird. Und als nach Jahr und Tag sein Herr zu ihm sagt: „Ich hab' nicht Kind noch Kegel, tritt du in mein Geschäft und werd' mein Hausgenos.“ da wäre wohl des Burschen Glück gemacht gewesen — hätte er nicht ein altes Herzweh, das nicht verhehlen will, mit sich umhergetragen!

Er steht zu dem Herrn ins Haus, und sie passen gut zueinander, der Alte und der Junge. Es schaut auch manch schönes Jungferlein nach dem schmucken, jungen Meister aus, aber er wirbt um keine. Als der Alte einmal eine Bemerkung drüber macht, da erwidert der Junge nur kurz: „Mir gefällt bloß eine, und die kann ich nicht kriegen, die hat schon einen andern.“

„Geh, es wird nit sein!“ sagt der Alte ungläubig. „Erzähl mir die Sach' in Ordnung und schön der Reihe nach!“

Es ist wieder eine Stunde, wo das vermauerte Herz sich aufstut und von seinem Kummer spricht — „und das mit der Anna ist's auch gewesen, was mich verrückt gemacht hat damals.“ schließt der junge Mann ingrinnig seine lange Beischl'.

Da fragt der Alte: „Bist du denn ganz sicher, daß sie den Schreiber auch wirklich genommen hat? Es ist doch schon mancher Verspruch wieder zurückgegangen, warum nicht dieser? Geh du hin und schau', ob es wahr ist, was jener Gesell geredet hat. Ist's so, dann set ein Mann und mach' ein End'. Es gibt noch mehr Mäd'el als grad die eine, und eine Meisterin muß ins Haus.“

„Ich will nach Eurem Rat tun,“ sagt der Bursch. Aber er hat keine große Hoffnung dabei.

Der junge Meister Konrad im schmucken, blauen Reitrock sitzt in der gelben Kutsche und fährt denselben Weg zurück, den er vor fünf Jahren auf Schusters Rappen hergekommen ist. Fünf Tage muß er fahren, durch ein blühendes, maigrünes Land. Der Post-

knecht bläst alle Rieder, die er weiß, aber die Stirn vom Fahrgast bleibt ernst.

Am sechsten Tag kommt er in dem freundlichen Städtchen an, wo seine Liebste wohnt. Im Gasthaus zur Post steigt er ab, bestell' ein Essen und fragt die Wirtin dies und das. Da erfährt er denn von der geschwägigen Frau alles, was er wissen will.

Die Anna ist wirklich des Schreibers Braut gewesen, aber kurz vor der Hochzeit ist sie andern Sinnes geworden und hat gesagt, lieber wollt' sie betteln gehen als ihn heiraten. Da aber sein Haus schon hochzeitlich geschmückt gewesen, da hat er die Mutter genommen, die Wittib, die auch den Jahren nach besser zu ihm getaugt hat. Die Jungfer aber wohnt in der Giebelstüb' in ihres Vaters früherem Haus und näht für fremde Leut'. Von ihrem Stiefvater will sie keinen roten Heller annehmen.

Das ist dem Meister Konrad die beste Zettung! Aber ist ihm die Anna noch gut? Fünf Jahr' ist eine lange Zeit. —

So schnell es ohne Aufsehen geschehen kann, geht er zu seiner Liebsten Haus. Bedacht'ig steigt er die Treppe zur Giebelstüb' hinauf, und das Herz klopft ihm laut. Es ist alles anders als einst. Damals war er ein armer Handwerk'sbursch und sie die reiche Meisterkocher. Heut ist sie eine arme Näherin und er ein wohlbesialter Meister — aber er zagt doch, als wollt' er um des Königs Tochterlein freien!

Schüchtern klopft er an, öffnet die Tür und sieht ein stilles, schönes Mädchen, über weißes Linnen gebeugt. Als sie aufschaut, wird ihr Gesicht rot wie Blut, sie ruf: „Konrad! Das hab' ich immer gewußt, daß du mich nit vergessen hast!“

Und dann liegt sie schon an seinem Herzen.

So klingt das Riedlein aus! Am folgenden Sonntag werden die beiden Brautleut' „von der Kanzel geschmiffen“ und „am Rathaus aufgehängt“. Sie haben lang genug aufeinander gewartet, sie können keinen Tag mehr verun. Es gibt ein groß Gerede in der Stadt, denn endlich wissen es die Leut', auf wen die Anna gewartet hat! Der Stadtschreiber muß seiner Stieftochter die Hochzeit ausrichten, und die Stadtschreiberin trägt an diesem Tag ein Wunder von einem Reifrock und einen dreieckigen türkischen Schal, wie es große Mode ist. Die Braut im grünen Kränzel und schlichten Kleid ist so hold wie eine rote Ros'.

Und dann steigen die Jungen in die Hochzeitskutsche und fahren in die neue Heimat. Droben aber, am Stadtwall, da läßt die Braut die Pferde halten, und die beiden schauen noch ein letztes Mal auf das Städtchen hernieder, das sie nun für immer verlassen müssen.

„Wie oft sind all meine Gedanken, die ich hatt', hierher gewandert, sind durch die Gassen all gegangen und vor deinem Fenster gestanden, Anna!“ sagte der Mann.

„Wieviel Leid hab' ich um dich getragen da unten, um dich in den langen Jahren des Wartens!“ sagte die junge Frau leise.

Er faßt ganz zart ihre Hand.

„Wer nit um Lieb' gekittet hat, weh' nit, wie süß sie ist, Anna!“

Dann fahren sie weiter.

Der droben auf dem Bod, der Postknecht — ein Schelm ist er! Einmal an einem regengrauen Abend hat er bei einer Kapelle gewartet und seine Lieblein geblasen, und eine schöne Jungfer hat ihm einen Silberbagen gegeben für einen jeden Vers, damit er recht lange verweilt!

Heut aber hat ihm der junge Ehemann einen ganzen Taler geschenkt, daß er umso schneller fahren soll.

Da läßt er die Rosse lustig rennen und bläst sein Lieb dazu!

„Und kommt ein junger Passagier
Mit einem Liebchen her zu mir
Und setzt sich in den Wagen —
Ich lass' den Pferden ihren Lauf
Und fahre, was ich kann, darauf
Und blase und blase:
Tru — dalalala — lala!“

Kaum bin ich einen Büchschuß
Vom Plage aus gefahren,
So hör' ich einen süßen Ruf
Gleich hinter mir im Wagen!
Dann sing' ich fröhlich Tralala
Und lach' ins Häußchen allemal
Und blase und blase:
Tru — dalalala — lala!“